Polizei-Behörde
Abtheilung IIb.
den 9 Juli 1892

Nr. 159. 6. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2761) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Emil Fischer in Hamburg.

Sonnabend, den 9. Juli 1892.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Es giebt keine Ausbeutung.

* Macaulay hat einmal gesagt: „Wenn einflußreiche Klassen ein Interesse daran hätten, die Schwerkraft zu leugnen, so würde sie von ihnen geleugnet werden.“

Ganz gewiß, wir haben es erlebt und erleben es tagtäglich. Wenn die Agrarier die Stirn haben, die Vertheuerung des Brotes durch Kornzölle abzuleugnen, so ist das keine minder freche Verleugnung handgreiflicher Thatsachen als die Leugnung der Schwerkraft. Als im vorigen Winter in den Großstädten die Arbeitslosigkeit einen hochgradigen Nothstand vieler Tausende herbeigeführt hatte, wurde das Verlangen um Abhülfe von Staats- und Kommunalbehörden mit dem geflügelten Wort: „Es giebt keinen Nothstand“, abgeschlagen. Es wäre merkwürdig, wenn sich nicht auch Advokaten des Kapitalismus fänden, welche den Satz aufstellen: „Es giebt keine Ausbeuterei“. Ein solcher hat sich nun wirklich gefunden. Denn darauf läuft es hinaus, wenn er schreibt:

„Die sogenannte „Ausbeutung“ ist eine conditio sine qua non (unabweisbare Bedingung) aller menschlichen Gemeinschaft, die in alle Ewigkeit bleiben wird. Wenn ich einen Schornsteinfeger in meinen Kamin kriechen lasse, weil ich für meine Person die Befleckung mit Ruß scheue, auch die Reinigung eines Kamins nicht genügend verstehe, so ist das gewissermaßen schon eine Ausbeutung. Jede Arbeit, jeder Dienst, den der Arme dem Reichen, der Geschicktere dem Ungeschickteren, der Gesunde dem Kranken leistet, ist, wenn er gegen Lohn geleistet wird, eine Ausbeutung, aber eine Ausbeutung' die sich der Arme, der Geschicktere, der Gesundere herzlich gern gefallen läßt, ja, die er freiwillig aufsucht und übernimmt, denn sonst würde er eben keine lohnende Arbeit haben und verhungern müssen; ohne Arbeit soll der Mensch, nach einem alten Schriftwort, auch nicht essen, In dem Worte Ausbeutung liegt also schon die Erschleichung eines Nebenbegriffs, die Einschmuggelung von etwas ganz Anderem, das der Entwicklung späterer Sätze geschickt Vorschub leisten soll.“

Der Leser faßt sich an den Kopf, es wird ihm ganz schwindelig beim Anblick dieses Rattenkönigs von Albernheit.

Und wo, meinen die Leser, steht dieser Blödsinn? Vielleicht in irgend einem Provinzialwinkelblättchen, und der Verfasser ist wohl ein innungszöpfiger Kleinmeister, der sich in seinen Mußestunden mit Sozialpolitik und Sozialistentödterei abgiebt?

Fehlgeschossen, er steht in dem großen Kapitalistenblatt, der „Kölnischen Zeitung“, Nr. 470, und stammt aus der Feder eines großen, sogar sehr großen Lichtes, sein Verfasser heißt Gerhard von Amyntor.

Unsere Gegner sind verschnupft, wenn wir von der geistigen Dekadenze der herrschenden Klasse reden. Angesichts solcher Sätze ist aber wahrhaftig diese Diagnose der kapitalistischen Intelligenz noch viel zu gelind, da müßte man schon von Versimpelung und Gehirnerweichung sprechen.

Hätte der Herr wenigstens geschrieben: „Auch der Kapitalist, der M. 50 000 bis 100 000 jährlich verdient, ist ein Ausgebeuteter der Konsumenten seiner Fabrikate und Handelsartikel; auch der Minister mit einem Gehalt von M. 20 000 bis 50 000 ist ein Ausgebeuteter, denn er ist auch ein Lohnarbeiter,“ so hätte der Wahnsinn doch wenigstens Methode gehabt. Komm, junger Setzerlehrling, verlaß Deinen Setzkasten einen Augenblick und belehre den „großen“ Dagobert v. Gerhard in Potsdam (so heißt dieser Herr eigentlich), daß die Ausbeutung nicht darin besteht, daß der Eine für den Anderen arbeitet. Belehre ihn, daß wir in einem wirklich geordneten Gemeinwesen, in einem sozialistischen nämlich, alle für einander arbeiten werden, ohne daß es einem vernünftigen Menschen einfallen wird, das Ausbeutung zu heißen. Belehre ihn, daß wir Sozialdemokraten den Satz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ gern unterschreiben (soweit er sich auf Arbeitsfähige bezieht), und wir nicht das Geringste dagegen einzuwenden haben, wenn er schon heute auf die Drohnen des Klassenstaates, die sekttrinkenden Arbeitslosen, die Privatiers, Rentiers, Bummler, Pflastertreter, Tagdiebe Anwendung finden würde. Belehre ihn, daß die Ausbeutung darin besteht, daß der ausbeutende Kapitalist dem Arbeiter nicht das volle Aequivalent seiner Arbeit bezahlt, sondern blos eine minimale Quote und den Löwenantheil in seinen eigenen unersättlichen Sack schiebt. Belehre ihn, daß eben darin, daß der Arbeiter sich das gefallen lassen muß — „denn sonst würde er eben keine lohnende Arbeit haben und verhungern müssen“ — das Ausbeuterische des Kapitalismus liegt, der Rechtsordnung, welche alle Arbeitsmittel den Kapitalisten überantwortet und die Nichtkapitalisten davon ausschließt, so daß diese sich auf Gnade und Ungnade dem Kapital zur Verfügung stellen müssen. Und frag' ihn, ob er sich's vielleicht „herzlich gern“ gefallen ließe, wenn er tagtäglich 10 und mehr Stunden in der Fabrik stehen und eine monotone für ihn gänzlich interesselose Arbeit anhaltend verrichten müßte, bei einer Bezahlung, die knapp zum nackten Leben reicht und einer sklawischen Behandlung mit dem Damokles-Schwert der 14tägigen Kündigung über dem Kopf, während der Chef als Fabrikpascha wirthschaftet, sich Villen baut und Millionen häuft!

Sag' ihm auch noch nebenbei, daß es keine geschwollenere Dummheit giebt als der Schluß: „So war es bisher, ergo wird es auch in alle Ewigkeit so bleiben“, und erinnere ihn blos an die Menschenfresserei. Schade wirklich, daß der Gerhard von Amyntor nicht zu jenen Zeiten gelebt und geschrieben hat; er hätte ohne Zweifel erklärt: „Die „sogenannte“ Menschenfresserei ist eine conditio sine qua non aller menschlichen Gemeinschaft und wird es in alle Ewigkeit bleiben. Der Gefressene läßt sich „herzlich gern“ aufessen, denn er wird aller irdischen Leiden entrückt und erhält noch dazu ein vornehmes Grab.“

Wir gratuliren der „Köln. Zeitung“ zur Akquisition dieses Mitarbeiters.

Von der Weltbühne.

Der Bundesrath hat in seiner Plenarsitzung am Donnerstag, nachdem er den Entwurf eines Gesetzes für Elsaß-Lothringen über die Erhöhung der Weinsteuer dem Ausschuß überwiesen, beschlossen, der Resolution des Reichstages, betreffend die Bewilligung von Diäten und Reisekosten aus Reichsmitteln an die Mitglieder des Reichstages, keine Folge zu geben.

Das ist die alte Praxis aus Bismarck'scher Zeit und Diejenigen, welche vom „neuen Kurs“ in dieser brennenden Frage auf ein Entgegenkommen gehofft haben, werden sehr enttäuscht sein. Mit Unrecht. Die Staatsmänner des „neuen Kurses“ sind, genau wie Bismarck, groß im Fordern, aber sehr zähe im Geben. Der Reichstag wird darum auch schwerlich eher zu Diäten kommen, bis er es dem Bundesrath nachmacht und zu den Regierungsforderungen „Nein“ sagt. Das allein wird helfen.

Zwei derbe offizielle Ohrfeigen läßt die Regierung dem nörgelnden Exkanzler zu Theil werden, indem sie folgende Erlasse im „Reichsanzeiger“ zur Veröffentlichung bringt:

1) Erlaß vom 23. Mai 1890 an sämmtliche kaiserlich deutsche und königlich preußische Missionen:

Euer (Titel) wird nicht entgangen sein, daß gegenwärtige Stimmungen und Anschauungen des Fürsten von Bismarck, Herzogs von Lauenburg, mehrfach durch die Presse an die Oeffentlichkeit gebracht worden sind. Wenn die Regierung Seiner Majestät in vollster Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Staatsmannes hierzu unbedenklich schweigen konnte, so lange jene Aeußerungen sich auf persönliche Verhältnisse und innere Politik beschränkten, mußte sie sich, seit auch die auswärtige Politik davon berührt wird, die Frage vorlegen, ob solche Zurückhaltung auch ferner zu rechtfertigen sei, ob sie nicht im Auslande schädlichen Mißdeutungen unterliegen könnte. Seine Majestät der Kaiser sind indeß der Ueberzeugung, daß entweder von selbst eine ruhigere Stimmung eintreten oder aber der thatsächliche Werth des von der Presse Wiedergegebenen mit der Zeit auch im Auslande immer richtiger werde gewürdigt werden. Es sei nicht zu befürchten, daß aus der Verbreitung subjektiver, mehr oder weniger richtig aufgefaßter, hier und da zweifellos absichtlich entstellter und zum Theil zu Personen von anerkannter Feindschaft gegen Deutschland gethaner Aeußerungen ein dauernder Schaden entstehen könnte. Seine Majestät unterscheiden zwischen dem Fürsten Bismarck früher und jetzt und wollen seitens Allerhöchstihrer Regierung Alles vermieden sehen, was dazu beitragen könnte, der deutschen Nation das Bild ihres größten Staatsmannes zu trüben.

Indem ich Euer (Titel) hiervon mit der Ermächtigung, erforderlichen Falls demgemäß sich zu äußern, in Kenntniß setze, füge ich ergebenst hinzu, daß ich mich der Hoffnung hingebe, es werde auch seitens der Regierung, bei welcher Sie akkreditirt sind, den Aeußerungen der Presse in Bezug auf die Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Werth nicht beigelegt werden.

von Caprivi.

2) Depesche vom 9. Juni 1892 an den kaiserlichen Botschafter in Wien, Prinzen Reuß:

Im Hinblick auf die bevorstehende Vermählung des Grafen Herbert Bismarck in Wien theile ich Euer ꝛc. nach Vortrag bei Sr. Majestät Folgendes ergebenst mit:

Für die Gerüchte über eine Annäherung des Fürsten Bismarck an Seine Majestät den Kaiser fehlt es vor Allem an der unentbehrlichen Voraussetzung eines ersten Schrittes seitens des früheren Reichskanzlers. Die Annäherung würde aber, selbst wenn ein solcher Schritt geschähe, niemals soweit gehen können, daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhielte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgendwelchen Einfluß gewonnen.

Falls der Fürst oder seine Familie sich Eurer Durchlaucht Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit jedoch auszuweichen. Diese Verhaltungsmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß Seine Majestät von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden.

Euer ꝛc. sind beauftragt, in der Ihnen geeignet scheinenden Weise sofort hiervon dem Grafen Kalnoky Mittheilung zu machen.

Graf von Caprivi.

Der trotz aller Ableugnungen offenbar bisher noch bestandenen Hoffnung Bismarcks, wieder an's Ruder zu kommen, wird damit gründlich ein Ende gemacht. Wir sind gespannt, wie der alte Reichsnörgler sich damit abfinden wird. Die „Hamb. Nachrichten“ machen zu den beiden Erlassen vorläufig nur die Bemerkung: „Wir bezweifeln, daß die nach Wien ergangenen Mittheilungen hiermit erschöpft sind.“

Bismarck als Beschützer der Preßfreiheit, das ist die neueste Pose, in welcher sein Münchener Leiborgan den Exheros auftreten läßt. Die „Allgem. Ztg.“ schreibt nämlich zur Rechtfertigung des endgültig kalt gestellten Exstaatsmannes:

„Das Argument, daß fortgesetzte Angriffe gegen höchste Beamte das Ansehen und die Kraft der Staatsgewalt schwächen, ist ja allerdings für jeden höchsten Beamten außerordentlich bequem, um ihm die Immunität und die bureaukratische Unfehlbarkeit zu sichern, aber wenn es dazu benutzt wird, jede, wenn auch gemäßigte Kritik und Meinungsverschiedenheit als staatsgefährlich zu bezeichnen, so liegt darin ein Bekenntniß nicht zum monarchischen, sondern zum bureaukratischen Absolutismus und eine Verurtheilung unserer verfassungsmäßigen Einrichtungen. Solchen hochtrabenden Phrasen wie „gewaltsam erregtes Mißtrauen“ und „Gefährdung der Führung der Staatsgewalt“ fehlt einfachen Zeitungsartikeln gegenüber jede Berechtigung.“

Und doch waren es „einfache Zeitungsartikel“, welche dem Kaltgestellten, als er noch im Amte saß, in tausenden von Fällen den Anlaß gaben, mit einem der bekannten gedruckten Strafantragsformulare gegen sie vorzugehen. Der „Säkularmensch“ scheint nun einmal für sich das Recht in Anspruch zu nehmen, seine eigene Vergangenheit absolut zu ignoriren und bei seinem Nachfolger zu tadeln, was er selbst als Regierungsmaxime befolgt hat.

Die Bemühungen der Sozialdemokratie, sich einen Einfluß in den Gemeindevertretungen zu sichern, um der oft schmählich genug aussehenden plutokratischen Wirthschaft der Besitzenden in den Gemeinden einen Riegel vorzuschieben, erregt natürlich den furchtbarsten Grimm aller Klopffechter des Kapitalismus, dessen empfindlichste Stelle bekanntlich das materielle Interesse ist, welches durch das kraftvolle Vorgehen der Sozialdemokraten gefährdet erscheint. Daß nun gar die Sozialdemokratie die Führung in Gemeindeangelegenheiten zu gewinnen sucht, bringt Jene ganz aus dem Häuschen. So schreibt ein biederer „Ordnungs“mann aus Chemnitz, anknüpfend an den sächsischen Gemeindevertretertag in Hohenstein-Ernstthal, an die „Köln. Ztg.“:

„Das Wolkenkuckucksheim, zu dem die Sozialdemokraten den Staat umschaffen wollen, fängt an, seinen Reiz für die Massen zu verlieren; haben diese doch ohnehin auf die Zukunftspläne stets minderen Werth gelegt als auf den kleinen Krieg gegen „die Großen“ und die persönlichen Vortheile, die ihnen für die Gegenwart aus ihm erwachsen sollten. Daher versuchen die Sozialdemokraten neuerdings ihr Heil mit näherliegenden Zielen und wollen die Verfassungen der kleineren städtischen und der ländlichen Gemeinden einer gründlichen demokratischen Umgestaltung unterziehen. In anscheinend harmloser Form war deshalb an sämmtliche Gemeindevertreter Sachsens die Einladung zu einem „Gemeindevertretertag“ ergangen, und wenn nicht von den Regierungsbehörden darauf aufmerksam gemacht worden wäre, daß es sich um ein sozialdemokratisches Unternehmen handle, so würde mancher Gemeindevertreter vom Lande in aller Unschuld den Umstürzlern Gefolgschaft geleistet haben. So aber waren die Herren auf ihrem „Gemeindevertretertage“, den sie am Sonntag in dem nahe unserer Stadt gelegenen Hohenstein-Ernstthal abgehalten haben, unter sich, doch zählte die Versammlung immerhin 140 Theilnehmer. Die dort aufgestellten und angenommenen Forderungen sind so maßlos, daß sie sich selbst richten und den Beweis liefern, wie wenig geeignet die sozialdemokratischen Schreier zur Mitarbeit an der Gemeindeverwaltung sind. Vor allen Dingen verlangte man gleiches und allgemeines Wahlrecht für die Landgemeinden, damit alle Bevorzugung der seßhaften und grundbesitzenden Bevölkerung aufhöre, sowie vollständige Selbstständigkeit der Gemeinden, sodaß die Staatsregierung weder in die Verwaltung derselben noch in die Wahlen etwas hineinzureden habe. Während man so dem Staat alles Recht absprach, sich in die Angelegenheiten der Gemeinden zu mischen, verlangte man andererseits von ihm, er solle die Gemeindelasten, nämlich sämmtliche Ausgaben für die Schule, für das Armenwesen und für die Unterhaltung aller Wege, auf sich nehmen. Man denke sich die heillosen Zustände, die von solchen Kurpfuschern, wenn man sie frei gewähren ließe, herbeigeführt werden würden! In unseren zahlreichen Industrie-Orten würden die sozialdemokratischen Zuzügler die in der Minderheit befindlichen Gutsbesitzer von der Verwaltung der Gemeinde mit Leichtigkeit vollständig verdrängen und Niemand würde sie mehr hindern, den Gemeindebesitz an Wald und Feld und baarem Vermögen zu verwirthschaften oder zu vertheilen, wie es ihnen gut dünkt, wenn der Regierung das Recht der Einsprache genommen wäre, und sie würden, wenn die eine Gemeinde abgegrast ist, sich in der nächsten ansiedeln können, um dort das Zerstörungswerk von Neuem zu beginnen und weiter „auf Theilung“ zu arbeiten. Für solche Weltverbesserungspläne ist unsere Zeit denn doch noch nicht reif! Bei den Verhandlungen über die Schule wurde das alte Kunststück wiederholt, daß man die Ausgaben des Staates für die höheren Schulen mit dessen Ausgaben für die Volksschule zusammenstellte und der Entrüstung Ausdruck gab, daß die ersteren größer seien. Diese Zahlenzusammenstellungen verfehlen ihre aufreizende Wirkung auf die Menge nie, weil diese nicht daran denkt, daß nur das höhere Schulwesen Sache des Staates, die Unterhaltung der Volksschulen aber Sache der Gemeinden ist, und die Herren Wühler unterlassen wohlweislich, an diesen einfachen Sachverhalt zu erinnern.“

Der gereizte Ordnungsmensch muß in seinem Aerger alle Besinnung verloren haben, sonst hätte er sich erinnert, daß die von ihm als „maßlos“ bezeichneten „sozialdemokratischen“ Forderungen in Betreff der Gemeindeverwaltung einst von den bürgerlichen Parteien ernstlich vertreten wurden und noch heute zum Theil deren Programme schmücken, freilich ohne daß man sich nur im Geringsten bemüht, etwas für die Verwirklichung zu thun. Die eigenartige Geschichte Deutschlands mit ihrer vorzeitigen Entnervung der Bourgeoisie hat die politische Situation so eigenthümlich gestaltet, daß in Deutschland erst die Sozialdemokratie Dinge erkämpfen muß, die in anderen Ländern zu den Errungenschaften der bürgerlichen Parteien gehören. Allgemeines gleiches Wahlrecht und Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden sind thatsächlich bürgerliche Forderungen. Sie von bürgerlichen Preßsöldlingen als maßlos bezeichnen zu hören und mit Koth beworfen zu sehen, ist ein Zeugniß für die elende Geistesverfassung, in welche unsere Bourgeoisie herabgesunken ist.

Die verrückten Absichten, welche der Chemnitzer Federheld der „Köln. Zeitung“ den Sozialdemokraten in den Gemeindevertretungen unterschiebt, sind zu albern, um darüber viel Worte zu verlieren. Sie zeigen aber auch, daß ein echter Bourgeois niemals aus seiner Haut herauskann. Weil die bürgerlichen Parteien in der Praxis stets ihre Theorie verrathen und das Gegentheil von dem thun, was sie angeblich wollen, meinen sie, die Sozialdemokratie müsse es ebenso machen. Die Herren Bourgeois in den Gemeindeverwaltungen arbeiten nur zu oft „auf Theilung“; ihnen liegt es darum nahe, zu vermuthen, daß Andere es ebenso machen.

Die deutschen Handelsbeziehungen mit Serbien betreffend, macht der „Reichsanzeiger“ Folgendes bekannt: Die nachstehend verzeichneten Verträge zwischen Deutschland und Serbien, nämlich 1. der Handelsvertrag vom 6. Januar 1883, 2. der Konsularvertrag vom gleichen Tage, 3. Abkommen über den gegenseitigen Markenschutz vom 30. Juni 1886, 4. Uebereinkunft betreffend gegenseitigen Schutz von gewerblichen Mustern und Modellen vom 3. Juli 1887 sind von der serbischen Regierung gekündigt worden. Die beiden erstgedachten Verträge treten am 25. Juni 1893, die beiden anderen am 16. Mai 1893 außer Kraft. Die beiderseitigen Regierungen werden zum Abschluß neuer Verträge in Verhandlungen eintreten.

Wien, 7. Juli. Im Abgeordnetenhause wurde nach einer längeren Debatte noch die Thierseuchenvorlage mit einigen von der Regierung genehmigten Aenderungen angenommen.

Zum schweizerischen Auslieferungsgesetz, das jetzt in Kraft getreten ist, hat der Bundesrath den Kantonsregierungen in einem Rundschreiben besondere Anweisungen für die Anwendung des Gesetzes ertheilt. Es heißt darin, daß für das Verhältniß der Schweiz zu den auswärtigen Staaten, mit denen sie Auslieferungsverträge besitzt, die in diesen Verträgen vereinbarten Grundsätze in Geltung bleiben. Auslieferungsbegehren an auswärtige Staaten sind demnach stets, begleitet von den vertragsmäßigen Belegen, durch die Kantonsregierungen dem Bundesrath vorzulegen, der sie auf diplomatischem Wege bei der Regierung des Zufluchtsstaates anhängig machen wird. Betreffs des Verfahrens bei Auslieferungen von der Schweiz wird gesagt, die provisorische Verhaftung könne durch die kantonalen Behörden entweder auf Grund eines Steckbriefes oder eines direkten Ansuchens ausländischer Behörden oder auf Weisung des Bundesraths vollzogen werden. „Die Verhaftung“, heißt es, „auf direktes Ansuchen muß vorgenommen werden nach den Auslieferungsverträgen mit Deutschland, Luxemburg und Großbritannien; nach den Verträgen mit allen anderen Staaten ist die provisorische Verhaftung auf direktes Ansuchen fakultativ. Der Verhaftete ist in Freiheit zu setzen, wenn das Auslieferungsbegehren und die Belege binnen einer gewissen Frist nicht vorgelegt worden sind. Das Auslieferungsbegehren wird vom Bundesrath formell geprüft und je nach Umständen entweder von vornherein abgewiesen oder dem Zufluchtskanton übermittelt werden. Dem Verfolgten soll auf seinen Wunsch ermöglicht werden, binnen einer angemessenen Frist einen schriftlichen Einspruch einzureichen. Geschieht letzteres — gestützt auf das Gesetz, auf den Staatsvertrag oder auf eine Gegenrechtserklärung — so hat das Bundesgericht zu entscheiden. Das letztere wird seinen Entscheid dem Bundesrath so rasch als möglich zustellen. Von einem die Auslieferung verweigernden Entscheid giebt das Bundesgericht auf dem kürzesten Wege schon vor der Ausfertigung des Urtheils dem Bundesrath Kenntniß, welcher daraufhin sogleich den Verhafteten in Freiheit setzen kann.“

Das Gesetz hat bekanntlich das bisherige politische Asylrecht der Schweiz nur auf dem Papier bestehen lassen, denn bei findiger Anwendung des Gesetzes ist es möglich, auch politische Flüchtlinge ihren Verfolgern in die Hände zu liefern.

Christiania, 6. Juli. Auf der Tagesordnung des Storthing stand heute die Berathung des Budgets des Auswärtigen und des Zolltarifs. Ein Antrag der Linken, die Verhandlungen auf Sonnabend zu vertagen, wurde mit 62 gegen 50 Stimmen genehmigt. Die Linke begründete den Antrag mit der Hoffnung auf eine baldige Beendigung der Ministerkrise. Die Rechte protestirte dagegen, da die Krise am Sonnabend voraussichtlich noch nicht gelöst sein werde.

Bei den englischen Wahlen macht sich in Arbeiterkreisen ein bedeutender Fortschritt des sozialistischen Gedankens bemerkbar. Die Zahl der für die Sozialdemokraten abgegebenen Stimmen ist eine über Erwarten große. Keir Hardie, der sozialistische Gewerkschaftler, hat glänzend gesiegt, und Broadhurst, der Vertreter des alten Zunft-Trades-Unionismus, ist durchgefallen — das sind für uns die zwei wichtigsten und hervorspringendsten Thatsachen der ersten Tage des Wahlkampfs. Die „neue“ sozialistische Gewerkschaftsbewegung, die den politischen Kampf nicht ignorirt, hat über den quietistischen Gewerkschaftszopf gesiegt. Das ist ein wichtigeres Ereigniß als der Sieg oder die Niederlage der einen oder anderen der zwei kämpfenden Bourgeoisparteien, deren Kampf nur ein Konkurrenzkampf ist mit im Ganzen gleichen Zielen und Mitteln. Auch die Aussichten Cunninghame Grahams sollen sich erheblich gebessert haben, so daß das nächste Unterhaus aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens drei Sozialdemokraten enthalten wird: Keir Hardie, Cunninghame Graham und Burns — merkwürdiger Weise alle Drei Schotten. — Der Sozialist Burns, der Organisator der nichtgelernten Arbeiter, Leiter des Londoner Dockarbeiterstreiks, Mitglied des Londoner Grafschaftsraths, an dessen Sieg von vornherein nicht gezweifelt ward, ist in Battersea (London) mit 5616 gegen 4057 Stimmen gewählt worden, Keir Hardie besiegte seinen konservativen Gegner mit 5268 gegen 4036 Stimmen.

Der Einfluß der Arbeiter macht sich in so scharfer Weise bemerkbar, daß selbst der alte Gladstone sich in letzter Stunde zum Achtstundentag bekennen mußte, wollte er die Chancen seiner Partei nicht ganz bedeutend verringern. Er erklärte den Bergleuten von Midlothian, daß sie den gesetzlichen Achtstundentag erreichen würden, wenn auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden seien. Seine diesbezüglichen, allerdings sehr orakelhaften Aeußerungen lauten wie folgt:

„Das Riesenmeeting im Hyde Park hat sich für den gesetzlichen achtstündigen Arbeitstag ausgesprochen. Mir scheint das der Ausdruck eines unbestimmten, ich möchte sagen, unartikulirten Gefühls zu sein, welches solide und gerecht ist. Der Arbeiter hat die Empfindung, daß bisher die Vertheilung zwischen Arbeit und Kapital, die Vertheilung des Nutzens der Produktion nicht ganz nach Billigkeit erfolgte. Das Kapital hat zu viel gehabt, die Arbeit zu wenig. Wenn eine

Aneinander gekettet.

Amerikanischer Kriminal-Roman
von
Otto von Ellendorf.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

„Sein Durst nach Blut und Rache ist schon gestillt und nun beginnt der Schreck sein Regiment. Alle dunklen Ecken füllen sich mit Zuschauern — er fürchtet sich vor sich selbst und beeilt sich. Bald ist er wieder oben, in der Hand das Beil, jenes, das ich im zweiten Stock gefunden und beginnt nun wie ein Wahnsinniger das Werk der Zerstörung, während welcher Zeit er aber seinen Zweck, das Papier zu suchen, nicht aus dem Auge läßt. Zuletzt geht er in sein Privatzimmer und setzt den Vandalismus fort. Er zerschmettert das Schreibpult, das, wie er sich erinnert, Jefferson gehörte — ihrem ersten Gatten, hoffend, daß er das Dokument hier in einem geheimen Fache entdecke. Aber er findet wieder nichts! Die Bibliothek liefert auch kein besseres Resultat — das höllische Papier findet er nirgends. Seine Erbitterung ist nun zu groß, um nach einem Plane zu handeln und seine Vernunft hat ihn verlassen, er schwankt ohne Ueberlegung von einem Gegenstand zum andern und wühlt in denselben Fächern, die er schon zehn Mal durchsucht, während er andere übersieht, die er noch nicht angerührt. Darauf fällt sein Blick auf die Sophas, die Stühle, die er ebenfalls demolirt, mit demselben Erfolg.“

Skerretts Ton und Bewegungen verliehen seiner Schilderung derart das Gepräge der Wahrheit, daß man sich geneigt fand, zu glauben, er sei ein Zeuge jener Vorgänge gewesen.

„In diesem Moment,“ fuhr er fort, während seine beiden Gesellschafter mit offenem Munde außer Athem lauschten, „erreichten Strattons Wuth und Schrecken ihren Höhepunkt! Als er den Plan zur Ermordung seiner Frau gemacht, beschloß er auch, sie zu tödten, von dem Dokumente Besitz zu ergreifen, und nachdem er Spuren hinterlassen, die den Verdacht von ihm auf andere wälzen mußten, zu fliehen. Und nun war sein ganzes Projekt gescheitert! Zeit, viel Zeit war verloren und jede Minute konnte die Chancen zur Flucht vermindern. Gesetzt, ein Freund würde plötzlich kommen, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, wie das ja mehr denn zwanzig Mal der Fall gewesen. Wie, wenn ein später Wanderer ihn mit dem flackernden Licht von Zimmer zu Zimmer eilen sah? Und weiter, konnte nicht einer der Diener zurückkehren? Während er im Empfangszimmer sich befindet, glaubt er ein Geräusch zu vernehmen, die Klingel ertönen zu hören und so faßt ihn der jähe Schreck, daß er das Licht fallen läßt, denn ich fand Spuren von Stearin auf dem Teppich. Er hört ein befremdendes Geräusch, wie wenn Jemand im anstoßenden Zimmer herum gehe. Ist seine Frau wirklich todt? Wird sie sich nicht erheben, an das Fenster treten und um Hülfe rufen? Von diesem Schrecken gefoltert, kehrt er in's Schlafzimmer zurück, ergreift den Dolch und wieder senkt er den Stahl in den todten Körper. Aber seine Hand zittert und die Wunden, obgleich zahlreich, sind nur leicht. Sie, Doktor, werden bemerkt haben, daß alle diese Wunden dieselbe Richtung nehmen. Sie bilden rechte Winkel mit den Körpertheilen und das beweist, daß das Opfer lag, als ihm dieselben beigebracht wurden. Dann, in der höchsten Extase, dem Paroxismus seiner unsagbaren Wuth und Verzweiflung, tritt Stratton die Leiche mit Füßen und die Absätze seiner Stiefel hinterließen die Male, die Sie gesehen.“

Skerrett holte tief Athem.

„Ich habe Ihnen nun den ersten Akt des Dramas aufgeführt, lassen Sie uns den zweiten beginnen. Es ist häufig bemerkt worden, daß der Mörder, nachdem er die entsetzliche That verübt, von einem fürchterlichen Hasse gegen sein Opfer erfüllt ist, so daß er, obgleich es längst todt ist, dasselbe noch verstümmelt. Aber bald nachher überkommt ihn ein Gefühl der Schwäche, eine Reaktion tritt ein, eine unwiderstehliche Erschlaffung. In vielen Fällen wirkt dieselbe so überwältigend, daß man Mörder thatsächlich neben ihren Opfern und in deren Blute, das sie erst eben vergossen, eingeschlafen fand.

„Mr. Stratton, nachdem er seine Frau durch Verstümmelung fast unkenntlich gemacht, wirft sich erschöpft in einen Sessel — ich bemerkte an dem einzigen, der nicht umgestürzt war, Spuren, die mir bewiesen, daß erst kürzlich Jemand darauf gesessen, vollständig erschöpft. Er denkt an die vielen Stunden, die verstrichen, und an die wenigen, die ihm noch verbleiben. Er gesteht sich, daß er nichts erreicht, nichts gefunden und kaum Zeit haben werde, ehe der Tag anbricht, seinen Plan gänzlich zur Ausführung zu bringen, nämlich den Verdacht zu erregen, daß er ebenfalls, wie seine Gattin, ermordet worden sei. Aber er muß fliehen und zwar ohne das Dokument. Er nimmt seine ganze Kraft zusammen und appellirt an seine Energie. Er erhebt sich, nimmt eine Scheere und schneidet den wohlgepflegten, langen Bart ab.“

„Ah, rief Mr. Blant, „nun begreife ich, weshalb Sie das Porträt über dem Bette so aufmerksam betrachteten.“

„Nun,“ fuhr Skerrett, die Unterbrechung gar nicht beachtend, fort, „denken Sie sich Stratton, besudelt mit dem Blute seiner Frau, vor einem Spiegel stehend und das entstellte bleiche Gesicht einseifend und rasirend, während die Leiche seines Opfers — noch warm — kaum drei Schritte von ihm entfernt am Boden liegt, und die er deutlich im Spiegel sehen muß!

„Glauben Sie mir, es zeugt von großer Selbstbeherrschung, sich im Spiegel anzublicken, nachdem man einen Mord begangen und zwar unter Umständen, wie ihn wenig Verbrecher verübt! Strattons Hände mußten jedenfalls dermaßen gezittert haben, daß er kaum im Stande sein konnte, das Rasirmesser zu halten, ohne sich häufig zu verletzen.“

„Glauben Sie wirklich, daß Stratton sich die Zeit nahm, seinen Bart zu entfernen?“ fragte der Doktor.

„Ich bin dessen sicher, durchaus sicher. Ich fand ein Handtuch, an dem ein Rasirmesser abgewischt worden, wie auch eine Schachtel, worin sich sechs solcher befanden und von denen eins feucht, ein Zeichen, daß es erst vor wenigen Stunden benutzt worden war. Ich habe Beides, das Handtuch wie die Schachtel, sorgfältig geborgen. Sollten diese Beweise noch nicht genügen, so werde ich nach Washington telegraphiren und zwei meiner Leute kommen lassen, die ohne viel Mühe Theile von Strattons Bart im Hause oder im Garten finden werden. Der Umstand befremdet Sie, Doktor, obwohl er mir ganz natürlich erscheint, denn Stratton trug immer einen Vollbart und nachdem er ihn abgenommen, mußte er so verändert sein, daß ihn kaum einer seiner Freunde, der ihm zufällig auf der Flucht begegnet wäre, wiedererkannt hätte. Nachdem dieser Theil seines Programms erledigt war, beginnt Stratton die Sachen derartig zu arrangiren, daß man glauben muß, auch er sei ermordet worden.

„Er sucht nun nach einem Rock John Hoods, aus dem er in der Nähe einer der Taschen ein Stück reißt, krümmt dann die Finger seiner Frau, damit jene das Stück halten, um zu der Ansicht zu verleiten, Mrs. Stratton habe im Kampfe mit dem Mörder dasselbe abgerissen. Darauf trägt er die Leiche, die in seinen beiden Armen quer und ausgestreckt liegt, die Treppe hinab, während das Blut unaufhaltsam aus den vielen Wunden auf die Treppen und den Flur tröpfelt. Als er die untere Halle erreicht, sieht er sich genöthigt, den Körper niederzulegen, um die Thür nach dem Garten zu öffnen. Dort angekommen, trägt er sie nicht mehr, sondern schleift sie bei den Schultern oder den Haaren über das Gras, wobei er rückwärts geht, um die Vermuthung auftauchen zu lassen, daß es seine Leiche gewesen, die man hierher geschleift, um sie darauf in den Potomac zu werfen. Aber der Schuft vergaß in der schreckensvollen Nacht mit zwei Faktoren zu rechnen, nämlich, daß die schweren Kleider seiner Frau breite Spuren auf dem Grase, welches durch das Gewicht niedergedrückt ward, zurückgelassen und die hohen schmalen Absätze ihrer Stiefelchen in dem weichen, feuchten Boden zwei deutliche Furchen ziehen würden.“

„Ah —“, unterbrach ihn Mr. Blant, „Sie berührten diese Punkte vorhin gar nicht.“

„Und mehrere andere ebenso wenig, indessen — jetzt, nachdem ich die Situation vollständig beherrsche, werde ich auf sie zurückkommen. Ich hatte aber die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie besser informirt waren, als ich selbst und wollte eine kleine Revanche nehmen für Ihr geheimnißvolles Schweigen.“

„Well — haben Sie dieselbe genommen?“ fragte der Doktor lächelnd.

„Als Stratton an's Ende der Grasflächen des Parkes gelangt, nahm er die Leiche wieder in die Arme. Aber, da er nicht überlegte, daß, wenn es scheinen sollte, als ob seine Frau nach einer Gegenwehr getödtet und darauf in den Teich geworfen, das Wasser nach allen Richtungen spritzen würde, oder — wer weiß, er vermeiden wollte, seinen Anzug zu beschmutzen — wirft er sie nicht mit Gewalt in den Teich, sondern legt sie behutsam in's Wasser. Darauf wünscht er doch, daß es den Anschein habe, als hätte ein Kampf stattgefunden, und er wühlt daher mit seinen Fußspitzen den Sand auf, in der Mein